

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 14. May 1822.

58

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

G i o v a n n i.

Italienische Novelle.

Von Amalia Schoppe, geb. Weise.

(Fortsetzung)

6.

Die Bekanntschaft mit der schönen, verführerischen Marquise von Abbeville erweckte ein neues, bisher unbekanntes Gefühl in seiner Brust, das der ersten Liebe. Er durfte nicht lange werben; seine Schönheit, seine Geburt, seine Jugend erweichten das Herz der Marquise. Schon nach wenigen Wochen schwur er in ihren Armen, er sey der glücklichste aller Sterblichen. Wochen und Monden flogen in diesem Taumel dahin, tausendfach schien geistiges und körperliches Leben in ihm erhöht; Gigantenkraft fühlte er in sich, es mit Welt und Schicksal zu wagen im unendlichen Gefühle dieser Liebe. Er glaubte das schöne Weib nur sich ergeben, er machte Pläne, das Band ihrer jetzigen Verbindung für immer zu befestigen. Da die Marquise Witwe, reich und von sehr guter Familie war, glaubte er, daß nichts ihrer Verbindung im Wege stehen werde, ja er hatte schon den Brief an seinen Vater entworfen, der diesen um seine Einwilligung ersuchen sollte. Lorenzo schwieg und lächelte zu diesen romantisch-schönen Plänen und warf nur zuweilen ein: Nur sieh dich vor! zwischen dieselben. Diese wenigen Worte machten den liebetrunkenen Jüngling stutzen; was sollte er von der Geliebten zu befürchten haben? War sie nicht sein, ihm ganz hingegeben? Sollte sie Verrath an ihm üben können? Hatte sie ihm nicht tausend Mal geschworen, sie liebe nur ihn, sie habe nur ihn geliebt? Sollte es möglich seyn, eine Liebe, wie die seinige, zu hintergehen? Aber der Pfeil steckte einmal in der Wunde; rasende, sinnlose Eifersucht bemächtigte sich seiner. Er umgab die Marquise mit Spahern, er umschlich, statt wie sonst Abends in ihre Arme zu eilen, selbst ihr Haus in verschiedenen Verkleidungen, und erhielt auf diese Weise die überzeugendsten Beweise ihres Verraths! Niedergedonnert, aus allen seinen Himmeln gesun-

Fen, vernichtet in seinem Innern stand er da; die Welt erschien ihm wie eine grausenvolle Ode, seit die Liebe sie für ihn nicht mehr schmückte; aus war es mit allen seinen Jugendträumen, aus mit seinen Hoffnungen für das Leben. Eine kalte Verachtung gegen die Menschheit, besonders aber gegen die Frauen, bemächtigte sich seiner, und mit dem lodernden verzehrenden Vulcane der Leidenschaft in der Brust, aber mit kalter, erstarrter Miene, sagte er zu Lorenzo: „Ja, du hast Recht, die Tugend ist nur ein Hirngespinnst; nichts ist unser, als die Stunde flüchtigen Genusses, nichts ist zu erwerben als schauderhafte Erfahrung!“ „Und doch irrst du, Giovanni,“ antwortete ihm dieser; „das Leben hat so viele Seiten, von denen es erfaßt werden kann. Zweifle nicht, daß es einstens wieder in lockender Gestalt vor dich treten werde. Aber den Wahn weise ganz von dir, daß die Tugend es sey, die uns darin beglücken könne. Genieße mit frischen Sinnen und laß dich durch den Glauben an sie nicht stören, so wirst du glücklich seyn und zum Lichte gelangen.“

Nur zu willig gab sich der unglückliche, getäuschte Jüngling diesen Lehren hin, und er, der früher die Liebe gesucht hatte, haschte jetzt nur noch nach Sinnenlust, nach Vergessen aller schönen Träume seiner begeisterten, fleckenlosen Jugend. Die schönsten Frauen der Hauptstadt wurden sein; wie der Schmetterling von Blüthe zu Blüthe, flog er, und immer tiefer wurzelte die grenzenlose Verachtung gegen die Menschen in seiner Brust. Was er eigentlich wollte, wußte er nicht mehr, und er, der nach klarer Anschauung gerungen zu haben wähnte, war hineingezogen in die erstickende, gewitterschwangere Wolke der Betäubung. Nur zuweilen zerfließte diese vor dem Blicke der Erinnerung an seine schöne Jugend, und in diesen Stunden erfüllte eine unendliche Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese seine Seele. So war die Einheit seines Seyns und Wollens zerspalten; vorwärts zu gehen schauderte er; rückwärts konnte er nicht mehr, denn gebrochen war seine Kraft und den Sinnen die Herrschaft über ihn verliehen, die nur die Vernunft haben sollte. Wie ein schaler, entfärbter Teppich lag sein schönes Jugendleben vor ihm, und ihm schauderte vor jedem Schritte, den er vorwärts darauf thun sollte.

In solchen Stunden des Selbstbewußtseyns erfüllte ein grenzenloser Haß gegen Lorenzo seine Seele, denn es schien ihm, als habe ihn dieser durch seine Sophismen um sein Leben und um den Zweck desselben betrogen. Lorenzo, der in seiner Seele las, erfaßte ihn immer aufs Neue und lockte ihn durch seine Vorstellungen wieder zu dem Abgrunde zurück, von dem er einen Schritt sich entfernt hatte. „Was klagst du,“ sprach er, „über diese Zerspaltung deines Innern? Nicht ohne Gährung und Streit entwickeln sich Klarheit und geistige Kraft in der Natur. Betrachte den erquicklichen Trunk, der in diesem Krystalle an deinen Lippen schäumt und deinen Gliedern neues Feuer, deinen Muskeln erhöhte Kraft verleihen wird, als das Bild deines Lebens. Als klarer, reiner Most entfloß er der Traube, vergleichbar deinem Jugendleben; aber ihm fehlte der Geist! Die verständige Hand des Winzers verschloß ihn in ein enges Gefäß; da lag er nun und träumte, bis sich seine jungen Kräfte allmählig zu regen begannen und sich endlich durch Reiben an einander entzündeten. Endlich schäumten sie wild empor, geriethen in so furchtbare Gährung, daß sie die Bande des Gefäßes zu zersprengen drohten; aber sie sprengten sie nicht, denn man legte neue, stärkere um sie, und jetzt verschwanden

nach und nach die gährenden Theile und es läuterte sich aus dem glücklich bestandenen Kampfe der reine, köstlich duftende Traubensaft, der in unsern Wechern blinkt. Vertraue mir; ich will der verständige Winzer seyn, der dafür sorgt, daß der wilde Geist die Bande nicht sprengt, der jetzt in dir schäumt und aufwohlt! Wer das Leben kennen lernen will, muß sich hineinwagen. Was klagst du mich an, daß ich dir die Frucht nicht ohne Kampf reichen kann, die nur durch Kampf gewonnen wird? Aber es ist Zeit, daß ich dich weiter führe. Was hier zu gewinnen war, ist bereits dein geworden, darum folge mir! Morgen wollen wir Paris verlassen und das Land tiefsinnigen Forschens, das Land der ruhigen kalten Vernunft, Deutschland, aufsuchen. Dort wird sich das so vielseitig gestaltete Leben dir wieder von einer andern Seite zeigen und der Reiz der Neuheit alle eingeschlafenen Kräfte deiner Seele wecken. Mit Lächeln wirst du dann freylich auf die hier verbrachten Tage zurücksehen, aber doch nicht ohne Bereicherung für deinen Geist; denn nur wer in den engen und dumpfen Thälern der Verirrung herumwandelte, kann sich dereinst mit Bewußtseyn der reinern Atmosphäre erfreuen, die ihn auf den Höhen der Menschheit umfängt. Wer nie die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Sinnenfreuden kennen lernte, wird ewig Sehnsucht nach ihnen tragen und nie ruhig werden. Betrachte mich, bleibe ich nicht ungerührt von ihnen, in wie lockender Gestalt sie sich mir auch darbieten? Aber jetzt fort, fort von hier!"

## 7.

Ein reizendes Landstädtchen am Rhein nahm sie auf. Der Friede Gottes und beseligende Ruhe schien die Natur und die Menschen hier zu umfassen; erstere ging Hand in Hand mit den letztern und ihrem stillen, besonnenen Treiben. Durch die reizende Lage des Ortes gelockt, hatten sich Künstler und Gelehrte hier niedergelassen und lagen entweder ihren Studien oder ihren tiefsinnigen Forschungen mit schöner Muße ob. Obgleich Lorenzo keine Lust zeigte, sich auf einige Zeit in A. niederzulassen, so drang doch Giovanni, der sich nach Ruhe und Sammlung mehr denn je sehnte und durch die Schönheit und Neuheit der Umgebung sich wunderbar angezogen fühlte, mit so unwiderstehlichen Bitten in ihn, daß er sich entschließen mußte, ihm nachzugeben. Eine reizend gelegene Wohnung, nahe an den Ufern des majestätisch daherschießenden Rheines, nahm sie auf, und Giovanni richtete sich in derselben ein, als wolle er sie nie wieder verlassen. Ein magischer Zauber schien diese Stätte für ihn zu umfassen; alles war ihm hier neu und reizend, alles fesselte ihn: Natur und Menschen. Mit Eifer legte er sich auf die Erlernung der Landessprache, die zwar Anfangs seinem an südliche Laute gewöhnten Ohre etwas rauh und fremdartig klang, aber ihn doch eben durch den Reiz der Neuheit anzog. Bald konnte er sich leidlich darin ausdrücken, denn sein Feuereifer ermattete nicht an Hindernissen, und jetzt gab ihm der Umgang mit den gebildeteren Einwohnern des Ortes eine Reihe von Genüssen so seltener Art, daß er kaum den Gedanken ertragen konnte, diese schöne Gegend je wieder verlassen zu müssen. Fast unwillig fügte sich Lorenzo hierin seinen Wünschen, aber Giovanni war nicht dazu zu bewegen, fort zu gehen. „So will ich dich denn hier lassen, und auf eine Weile weiter ziehen,“ sprach Lorenzo zu ihm; „bald bin ich wieder bey dir, und dann gehst du mit mir.“

Es war Giovanni angenehm, daß der Freund ihn auf einige Zeit verließ, denn der Gedanke quälte ihn, diesen hier wider seine Neigung zu fesseln.

Einige hundert Schritte von dem Hause, das er bezogen hatte, lag, zwischen dunklen Linden versteckt, eine einsame Wohnung, bewohnt von einem Greise und seiner Tochter. Oft gingen Beyde an ihm vorüber, denn jeden Tag führte das junge Mädchen den Greis spazieren. Die zarte Sorgfalt, mit der sie seine schwankenden Schritte lenkte, machte ihn zuerst aufmerksam auf sie; eine gute und zärtliche Tochter verfehlt nie Interesse zu erregen. Eugenia, so hieß das junge Mädchen, war überdies von der Natur mit so verschwen- derischen Reizen ausgestattet, daß sie selbst in dem für die Liebe erstorbenen Herzen eines Wüßlings Begierde erregt haben würde. Auch der unglückliche Jüngling, der mit den schönsten und mächtigsten Gefühlen seither nur ein Spiel zu treiben gewohnt gewesen, fühlte sich auf eine wunderbare Weise von ihrer rührenden Schönheit angezogen. Wenn sie so, den greisen Vater liebe- voll leitend, an ihm vorüberzog, ohne nur den Blick zu ihm emporzuheben, erfaßte ihn ein ihm bisher ganz unbekanntes Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Ein Laut aus diesen zarten Purpurlippen, wie würde er ihn beglückt, ein Blick aus diesen sittsam niedergeschlagenen Augen, wie würde er ihn beseligt haben! Auf seine Erkundigung nach dem Greise und dem schönen Mädchen erfuhr er, daß Beyde seit mehreren Jahren in dem Lindenhäuschen wohnten, daß der Alte fast menschenfey, und nie Um- gang mit den Bewohnern des Ortes gesucht habe. Ein alter Diener verrichte alle ihre Geschäfte, berichtete ihm seine geschwähige Wirthinn; und so neu- gierig man auch über Vater und Tochter im Orte sey, so lasse sich aus dem nichts weiter herausbringen, als daß sein Herr ein Fremder sey und keine Be- kanntschaft machen wolle. „In die Kirche gehen Beyde auch nicht, setzte die Frau hinzu, weßhalb man sie für Heiden halten möchte, wenn nicht ein in ihrem Garten errichtetes Kreuz, an dem man schon Vater und Tochter früh- morgens betend belauschte, für das Gegentheil zeugte; aber wunderbare Chri- stien mögen es doch seyn, weil man sie nicht einmal beym heiligen Abendmale sieht.“ Giovanni verfügte sich träumend in sein Gemach, die Seele erfüllt mit dem Bilde des schönen Mädchens und dem wunderbaren, geheimnißvollen Alten. Sein heißester Wunsch war jetzt, Beyde kennen zu lernen, in irgend eine Verbindung mit ihnen zu treten. Er ließ sich beschreiben, an welcher Stelle des Gartens das Kreuz stehe, vor dem Vater und Tochter jeden Mor- gen beten sollten und beschloß, sie bey dieser heiligen Beschäftigung nächstens zu belauschen.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als Giovanni am andern Morgen sein Lager verließ, um seinen Vorsatz auszuführen. In weiten Bogen um- ging er die einsame Wohnung, und zitternd stand er endlich an der Öffnung der Hecke, die den Durchblick auf das Kreuz gestattete. Lange dauerte es nicht, so sah er den alten Diener die Gartenthür öffnen, und sich einige Ge- schäfte machen. Dann trat das Mädchen ein, in ein schneeweißes Morgenkleid gehüllt, wandelte zwischen den Blumen hin und her und schien mit Entzük- ken die erquickliche Morgenluft einzuathmen. Liebend neigte sie das lockige

Haupt bald zu dieser, bald zu jener frisch erschlossenen Blume nieder; die schönsten wählend, flocht sie endlich einen Kranz und näherte sich dem hellglänzenden weißen Kreuze, das sie mit demselben schmückte. Wie bebte das Herz des Jünglings bey dieser Nähe. Nur durch die Hecke von ihr getrennt und durch diese ihren Blicken entzogen, stand er da und belauschte sie. Sie ließ sich sanft auf ihre Knie nieder und die Hände gefaltet, das Sternenauge zum Himmel emporgerichtet, vollendete sie ihre Morgenandacht, wobey die zarten, sanftgerötheten Lippen sich wie zum Gebete bewegten. Er hatte noch nie ihre Augen vorher gesehen; so schön, so hinreißend war ihm das Mädchen nie vorgekommen, als er sie jetzt erblickte, er hätte zu ihr eilen, neben ihr niedersinken und ihr seine unendliche Liebe gestehen mögen. Aber dem sonst so kühnen Jünglinge gebrach ihr gegenüber aller Muth, und die Furcht sich zu verathen trieb ihn sogar an, seinen Platz zu verlassen und weit ins Feld hinein zu schweifen. Von diesem Augenblicke an war alle Ruhe für ihn verloren; wachend und träumend erblickte er nur sie, die Einzige. Jeder Morgen fand ihn lauschend an der Hecke; wenn sie mit dem Greise spazieren ging, folgte er ihr in einiger Entfernung. Sie mußte ihn bemerkt haben, denn als er einst den Muth hatte, an ihnen vorüber zu gehen und sie zu grüßen, sah er, daß der Karmin ihrer Wange sich höher färbte und hörte ihre Stimme bey der Erwiederung des Grußes beben. Zuweilen, wenn er in der Entfernung folgte, sah sie sich mit einem schüchternen Blicke nach ihm um; hatte sie ihn dann gesehen, so eilte sie schneller vorwärts, als wolle sie vor ihm voll jungfräulicher Schüchternheit fliehen. Der einsame Weg der Beyden führte oft über einen kleinen reißenden Fluß, der die nahen Wiesen bewässerte und sich dann in ein kühles, anmuthiges Wäldchen schlängelte, wo der Greis gern zu ruhen schien, denn mehrere Male sah ihn Giovanni mit gesenktem Haupte stundenlang auf einer verfallenen Moosbank sitzen, während das Mädchen sich Kränze aus den Feld- und Waldblumen wand. Als einst der Weg beyder auch über den Steg dieses Flusses führte und der Jüngling ihnen in geringer Entfernung folgte, hörte er plötzlich ein lautes Geschrey. Nach den Beyden hinblickend, sah er den Greis auf dem schmalen Stege stehend, aber das weiße Gewand Eugeniens über den reißenden Fluthen, mit denen sie kämpfte und die sie jeden Augenblick mit sich fortzureißen drohten. Ohne weiter nachzuspinnen, stürzte er sich in den Fluß und mit starkem Arm die Geliebte erfassend, trug er sie an das Ufer, während der Greis in sichtbarer Betäubung auf seinen Stab gestützt dastand und in die Fluthen hinabstarrte. Auf seinen Armen trug er die Ohnmächtige durch den feuchten Wiesengrund nach der nahen Moosbank des Wäldchens, wo er sie sanft niederlegte und dann zu dem Greise zurückflog, der noch immer an der alten Stelle stand, wie zu Marmor versteinert. „Faßt euch,“ redete ihn Giovanni an; „eure Tochter ist gerettet und in Sicherheit; gebt mir eure Hand, damit ich euch ungefährdet über den Steg zu ihr führe.“ „Das ist ein Traum,“ sprach der Greis, indem er ihm mechanisch folgte; „sie ist todt, ich habe auch sie verloren. Nichts soll mir bleiben, so will es die Nemesis!“ „Vater, mein Vater!“ rief ihm hier Eugeniens Stimme, und wie aus einem dumpfen Traume erwachend, erhob dieser das Haupt und sah sich nach ihr um. Als sie neubelebt vor ihm stand, als sie die Arme liebend um seinen Nacken schlang, als ihre süße Stimme ihn überzeugte,

daß sie lebe, gerettet sey, da erhob er das Auge zum Himmel und rief im Wohlgefühl der Seligkeit des Augenblicks: „Ich danke dir, Gott, ich danke dir für dieses Zeichen der Versöhnung! Ja, ja, ich habe genug gebüßt! Gesühnt ist die Schuld der Jugend, ich fühle es, deine Barmherzigkeit hat verziehen!“ Wie wenn eine schwere Last von seinem Herzen genommen wäre, erhob er jetzt das Haupt, das er stets zur Erde gesenkt trug, und athmete tief auf; er schien so sehr mit seinen eigenen Ideen beschäftigt, daß er des Dankes vergaß, den er dem Retter seines Kindes darzubringen hatte. Erst als Eugenia ihn daran erinnerte, wandte er sich mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings zu Giovanni und dankte ihm, seine Hand ergreifend, mit beredten Worten. Dieser, der böse Folgen für die Gesundheit der Geretteten befürchtete, wenn sie länger in den durchnäßten Kleidern bliebe, bat beyde, in die nahe gelegene Wohnung des Försters zu treten, um dort die Kleider mit Hilfe der dienstwilligen Försterinn zu wechseln, während er aus der Stadt einen andern Anzug für Eugenia besorgen wolle. Dieser Vorschlag ward angenommen, und Giovanni eilte mit Windesschnelle zur Stadt, um den alten Diener mit den benötigten Sachen hinaus zu senden, denn selbst mit zurückzukehren, schien ihm zudringlich. Er gebrauchte aber die Vorsicht, auf Umwegen, weil der schmale Steg nur zu Fuß passiert werden konnte, einen Wagen nach der Försterwohnung zu senden und nach einigen Stunden, als er lauschend hinter den Vorhängen seines Fensters stand, hatte er die Freude, beyde in diesem nach ihrer Wohnung zurückkehren zu sehen. Ein Blick Eugeniens, den sie zu seinem Fenster hinausschlug, verrieth ihm, daß sie wisse, wo er wohne; Welch ein Dank lag für ihn in diesem Blicke! Die Erwartung, am andern Morgen die Gerettete wieder zu sehen, die er unter dem Vorwande, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, besuchen durfte, ließ ihn nicht schlafen, und mit dem frühesten Strahle des Morgens trieb es ihn hinaus in Flur und Wald. Noch nie hatte ihm das Lied der Vögel so herrlich geklungen, nie erschienen ihm die Thautropfen in den Blüthenkelchen von so glänzendem Krystalle, nie war ihm die Sonne so feyerlich schön aufgegangen, als an diesem Morgen! Seine Seele war innigst bewegt; er mußte seiner theuren verstorbenen Mutter gedenken, seiner Knabenspiele im schönen Vaterlande, des geliebten Vaters selbst, von dem er in langer Frist keine Kunde erhalten hatte. Thränen füllten seine Augen; eine süße, kindliche Wehmuth rang mit einer unaussprechlichen Freude in seinem Herzen; er sollte sie ja wiedersehen, die Geliebte, er durfte hoffen, ferner nicht mehr, wie sonst, von ihr getrennt zu seyn; ein Leben der Liebe an ihrer Seite ging vor seiner trunkenen Phantaste auf: nichts als Glück und Wonne träumte er! Endlich war die Zeit da, wo er zu ihr gehen durfte. Als er in seiner Wohnung anlangte, um sich umzukleiden, sagte ihm seine Wirthinn, daß der alte Diener dagewesen sey, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Auch war ihm in der Zwischenzeit ein großer Brief von der Post gebracht worden, auf dem er das Siegel seines Vaters erkannte. Alles schien sich zu seinem Glücke vereinigen zu wollen, denn sehr sehnte er sich Nachrichten von seinem Vater zu erhalten, dessen ziemlich weit vorgerücktes Alter ihm nicht selten Befürchtungen einflößte.

(Die Fortsetzung folgt)

Die musikalische Akademie, Singspiel in einem Aufzuge, frey nach Marsollier, Musik von Hrn. Hieronymus Payer. Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater am Kärnthnerthore.

Scheint nicht die Zeit gekommen zu seyn, wo man sich im Ernste fragen könnte: Werden wir Deutschen je ein Lustspiel, werden wir je eine dramatische Musik besitzen? Scheinen nicht von der einen Seite die französische Komödie und die französische komische Oper, und von der andern die italienische Musik dergestalt auf den deutschen Theatern festen Fuß zu fassen, daß nicht allein die älteren heimischen Compositionen von denselben verschwinden, sondern daß auch den neuauflühenden Talenten der Weg versperrt wird? Haben letztere nicht überdem noch mit der Ungunst zu kämpfen, welche das Publicum, verwöhnt durch die Meisterstücke der ausländischen Bühnen, mit welchen dasselbe täglich mehr übersättigt wird, gegen ihre Producte zeigt? Wie lange wird die Sorglosigkeit dauern, mit welcher wir den Verfall unsers Lustspiels und unserer Oper sich täglich immer mehr begeben sehen, ohne Vorkehrungen dagegen zu treffen? Man wende nicht etwa ein, dieser Verfall liege in der Natur der Dinge und sey eine unvermeidliche Folge des Schicksals, welchem alle geistigen und physischen Bestrebungen unterworfen seyen: die deutsche Musik hat nur in einem einzigen Genius, dessen Namen im jetzigen Augenblicke zu nennen, ihn profaniren hiesse, jene Stufe der Vollendung erreicht, von welcher kein Fortschreiten mehr möglich ist, und leider macht (um uns eines gewöhnlichen, aber sehr treffenden, Sprichworts zu bedienen) eine Schwalbe noch keinen Sommer, wie wir täglich immer mehr sehen. Die gebildetsten unserer ausländischen Nachbarn lassen zwar auch fremde Kunstproducte zu und finden, je nachdem sie es verdienen, Wohlgefallen an denselben; aber die heimische Kunst wird darüber nicht vernachlässigt. Paris zollt dem großen Genius, dessen wir oben erwähnt, eine Verehrung, welche andern Nationen zum Beispiele dienen könnte, und schätzt mehrere italienische Componisten nach Verdienst; nichts desto weniger werden daselbst die große und die komische Oper mit einer Sorgfalt gehegt und gepflegt, welche erstere der Bewunderung der In- und Ausländer würdig macht und letztere in den Stand setzt, Werke zur Aufführung zu bringen, denen alle ausländische Nationen Eingang auf ihre Bühnen zugestehen. In London werden gleichfalls auf dem italienischen Theater ausländische Opern gegeben; trotz dem steht diese Stadt, oder vielmehr ganz England, wo man bisher stets an der Möglichkeit einer heimischen Musik gezweifelt hat, auf dem Punkte, eine wirkliche Nationaloper zu bekommen.

Was aber, wird man fragen, wäre zu thun, um die Deutschen in den Stand zu setzen, das Recht, welches ihnen von der Natur, von der Reife ihrer musikalischen Bildung und, sagen wir es frey heraus, vom Herkommen verliehen worden ist, das Recht nämlich, die erste musikalische Nation der Erde zu seyn, wieder zu erlangen? Wir antworten: Ein einziges, nicht eben unausführbares Ding. Dieses würde darin bestehen, den Theater-Componisten durch alle deutschen Staaten ein unwandelbares, fest bestimmtes Einkommen von jeder Vorstellung ihrer Werke zu sichern. Die heilsamen Folgen dieser Maßregel, wenn sie gehörig beobachtet und aufrecht erhalten würde, wären im Stande, einen Machtstreich, für dessen Anwendung zur Erreichung selbst des edelsten Zwecks kein rechtlicher Mann stimmen wird, entbehrlich zu machen.

Bis etwa die eine oder die andere, oder auch gar keine, Maßregel zur Aufmunterung der deutschen dramatischen Musik genommen werden dürfte, ist es jedes rechtlich gesinnten deutschen Mannes Pflicht, fremden Werken, wenn sie es verdienen, zwar Achtung und Verehrung zu zollen, aber auch heimischen, ebenfalls nur, wenn sie es verdienen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir wollen heute mit einem guten Beispiele vorangehen und der Musik, welche Hr. Hieronymus Payer zu dem anzugeigenden Stücke gesetzt hat, mit dem gebührenden Lobe Erwähnung thun. Der Text zu der musikalischen Akademie, nach dem Französischen des Marsollier (wenn wir nicht irren, nach dem Concert interrompu, von Berton in Musik gesetzt) bearbeitet, hat folgenden Inhalt. Zwey junge lockere Zehlfuge haben eine bedeutende

Summe in der Loterie gewonnen und wissen mit dem Aufwande, den sie davon machen, die Einwohner des ganzen Städtchens, besonders aber einen braven, reichen Bürgersmann, Namens Waller, dergestalt zu täuschen, daß dieser einem derselben seine Tochter zur Frau aufdringt, obgleich diese von ihrer verstorbenen Mutter bereits einem gewissen Redlich, den sie zärtlich liebt, zur Ehe versprochen worden ist. Waller ist überdem ein Musknarr, der Opern componirt hat und damit ausgepiffen worden ist. Lindorf, der von ihm begünstigte junge Mann, weiß dieser Schwäche zu schmeicheln und hat eben für heute eine musikalische Akademie angelegt, in welcher Musik, von Waller componirt, aufgeführt werden soll. Ein Ereigniß droht das projectirte Concert auf doppelte Art zu hintertreiben: Redlich, der von Waller zurückgesetzte Freyer, der in den Concerten desselben gewöhnlich die zweyte Geige zu spielen pflegt, erscheint zwar zu der angelegten Stunde, führt aber in seinem Instrumentkasten, statt der Geigen, zwey Pistolen, von denen er eine seinem Nebenbuhler Lindorf anbietet. Letzterer will sich erst nach dem Concerte mit ihm schlagen. Unterdessen ergibt sich ein zweytes Ereigniß, welches jedoch Lindorfs weniger Kopfbrechen verursacht: ein Jude erscheint und meldet, Lindorf's Onkel in Ostindien sey verstorben und habe ihn zum Universalerben eingesetzt. Diese Nachricht kommt recht ayropos, denn eben haben die lockeren Bursche ihrer Börse auf den Grund geschaut. Auch tröstet sie ihn für die Erklärung, welche ihm Amalie macht, daß sie Redlichen und nicht ihn liebe. Bey vollen Taschen läßt sich's leicht großmüthig seyn: Lindorf verpflichtet sich, Wallern zur Einwilligung in Amaliens Heirath mit Redlich zu bewegen. Er sucht dies während der Akademie durch die Ausführung eines Singstücks zu bewirken, in welchem, statt seiner, Redlich die Rolle des Liebhabers singen und sich mit Amalien zu Waller's Füßen werfen und ihn um seinen Segen bitten muß. Waller macht zwar anfangs einige Schwierigkeiten, versteht aber doch am Ende Spaß und das Stück schließt, wie es die Leser voraus gesehen haben.

In der Musik, welche Hr. Hieronimus P a n e r zu diesem Texte gesetzt hat, heurkundet sich eine Eigenschaft, welche heuer fast rar unter den Theatercomponisten zu werden beginnt: sie besitzt eine dramatische Zweckmäßigkeit, das heißt, man singt und spielt darin nicht bis in's infinitum, sondern bis zu einem gewissen Punkte, den der Tonsetzer nach einem gewissen Plane vorher bestimmt zu haben scheint. Dieses Verdienst ist zu einer Zeit, wo die berühmtesten Componisten nur dann erst ein Ende finden zu können scheinen, wann ihnen Papier, Dinte und Feder, oder das Licht ausgeht, um so schätzbarer, wann es sich, wie bey unserm Verfasser, mit dem Talente der Characteristik gepaart findet. Letzteres zeigt sich besonders im Duette zwischen den beyden Frauen und besonders im Terzette zwischen den beyden jungen Leuten und dem Juden. Letzters ist ein recht verdienstlich gearbeitetes Musikstück und verräth besonders viel Kenntniß des musikalischen Theatereffects. Das Instrumentalstück, welches zu Anfange des Concerts ausgeführt wird, schien uns bekannt, also nicht von Hrn. P a n e r zu seyn. Warum das? Das Stück, welches Ull. Fröhlich bey der dritten Vorstellung auf der sogenannten Physharmonica und dem Fortepiano vortrug, war, besonders in seinem ersten Adagiosatz, recht gut gearbeitet. Ist Hr. P a n e r ebenfalls nicht der Componist desselben? Ull. Fröhlich, welche hier Mad. B o u c h e r nachahmen zu wollen schien, hat sehr vielen Beyfall mit dem Vortrage desselben eingeerntet. Übrigens hat uns Ull. Fröhlich mit ihrem Gesange in eine negative Bewunderung versetzt: diese junge Künstlerin, welche einstens in einem Concerte mit seltener Beherrschung ihrer selbst über ihre Töne zu gebieten, ja mit erstaunlicher Beharrlichkeit ihrer Kehle gleichsam welche abzutreiben, Freyheit des Willens genug besaß, hat ihre ganze Singpartie fallen lassen. Unter den übrigen Darstellern zeichnete sich Hr. G o r t d a n k in der Rolle des Juden aus, der er eine ziemlich ergötzliche Physiognomie zu geben wußte. Wenn nur dieser Jude nicht so aus den Wolken in das Stück fiel!

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.